

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1930**

153 (4.7.1930) Unterhaltung, Wissen, Kunst

# Unterhaltung \* Wissen \* Kunst

## Wir leben auf einer Eierschale

Schon früh hat man in Gruben, Brunnen usw. beobachtet, daß bei zunehmender Tiefe auch die Temperatur wächst. Es gibt eine Tiefe, in der die Temperatur konstant bleibt, die auf der Erdoberfläche durch Witterungseinflüsse eintrifft, nicht mehr spürbar sind. In den Kellern des Pariser Observatoriums hat 1783 der berühmte Physiker Lavoisier ein solches Thermometer, das die „konstante Temperatur“ von elf und dreiviertel Grad zeigt, in einer Tiefe von 28 Metern eingebaut.

Je tiefer man nun steigt, desto höher werden die Temperaturen, wobei sie in der gleichen Tiefe immer die gleiche Anzahl von Graden haben. Der Wert schwankt je nach Art des Gesteins; aber man kann durchschnittlich sagen, daß bei je 33 Metern tiefem Eindringen in die Erde die Temperatur um einen Grad steigt, bei hundert Metern also um rund drei Grad.

In Gruben oder Brunnen ist die Messung der Temperaturen an sich nicht schwierig; man steigt hinunter und liest unten das Thermometer ab. Aber in vielen Fällen ist das nicht möglich.

Dafür haben nun 1929 zwei Geologen, Friedel und Raifowitz, ein Instrument erfunden, das in das betreffende Loch hinabgelassen wird und an der Stelle, an der gemessen werden soll, Quecksilbertropfen absondert, mit deren Hilfe man an der Erdoberfläche, wenn das Thermometer wieder zurückgegangen ist, die unten angezeigten Temperaturen noch ablesen kann.

Wenn die Temperatur bei 100 Metern um drei Grad steigt, so steigt sie bei hundert Kilometern um 3000 Grad. Bei dieser Hitze sind sämtliche Körper in gasförmigen Zustand. Es ist also als sicher anzunehmen, daß die feste Rinde, die die Erde bedeckt, nicht mehr als 100 Kilometer dick ist. Das ist im Verhältnis zum Durchmesser der Erde die Dicke einer Eierschale. Und auf dieser Eierschale leben wir Menschen.

## Eine Luftjacht für zehn Millionen

Unter den Dollarschwergewichtlern in „Gottes eigenem Lande“, wie die Amerikaner in rührender Bescheidenheit die Vereinigten Staaten nennen, ist J. P. Morgan eine der größten Figuren. Und da Reichtum nicht nur verpfichtet, sondern auch fürstlich anstrengend ist, hat dieser Dollarschmied sich entschlossen, etwas für seine Gesundheit zu tun. Er wird Wassersport treiben. Freilich gestattet ihm seine durch unentwegtes Geldverdienen überanstrengte Unterarmmuskulatur zu seinem größten Leidwesen nicht die Ausübung des Paddelports. Deshalb hat er es vorzuziehen, sich eine Jacht bauen zu lassen, eine niedliche kleine Luftjacht, die sich von allen übrigen Jachten der Welt nur eben dadurch unterscheidet, daß sie die größte und, was eigentlich nicht besonders betont zu werden braucht, die teuerste ist.

J. P. Morgan ist zweifellos ein sehr friedfertiger Mensch, denn für die zehn Millionen Goldmark, die er für den Bau der Jacht ausgeben wollte, hätte er schon ein ganz hübsches Panzerschiff zur Ausübung der Seeräuberei haben können. Das hätte auch besser zu dem Namen des Schiffes gepaßt — es heißt nämlich „Korjar“, wie die Jacht seines Vaters, und unter Korjaren verstand man die ehrenwerten Vertreter des Seeräuberhandwerks. J. P. Morgan hat das allerdings nicht mehr nötig. Seine Raubzüge beschränken sich auf die Börse, und ihr Gewinn reicht schon aus, um ihn nicht bittig zu machen, daß für die Jacht die kostspieligsten Geschäfte verwendet werden, ist selbstverständlich, denn sonst wäre die Erholung ja unvollständig.

Es ist zu hoffen, daß J. P. Morgan auf seinem Vergnügungsfahrer die nötige Entlastung von jeder überflüssigen Arbeit finden wird — jedenfalls sind für das Fahrzeug sechzig Mann Bedienung vorgesehen, so daß ihr Besitzer kaum in die peinliche Lage verwickelt werden dürfte, einmal selbst mit Hand anlegen zu müssen.

Vertrauens werden sich nur berufsmäßige Köpfe an dem Preise stoßen: ein Arbeiter — Arbeiter neigen bekanntlich immer zu gedankenloser Verschwendung — belastet seinen Etat, wenn er sich für hundert Mark ein Paddelboot kauft, prozentual viel höher, als Herr Morgan es mit seinem „Korjar“ tut. Jeder gerechtfertigte Milliardäre den beschränkten unteren Klassen in Sparjamkeit vorzuleuchten.

Curt Wigina.

## Billo, der Sohn Wotans

Ein Heldenroman von Hildegarde Carwood  
Copyright by Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart.

Der tote war steif gefroren und mußte schon vor mehreren Tagen von den Lebenden geschieden sein. Carvel schaufelte ihm ein Grab und legte ihn hinein. Die Hölle war eine Fundgrube für Carvel und Billo, besonders aber für Carvel. Offenbar hatte sie keinen anderen Bewohner gehabt als den Mann, der gestorben war. Sie war bequem und reichlich mit Lebensmitteln angefüllt, ja, noch mehr, der Bewohner hatte eine glänzende Beute an Perliern aufgeschichtet, bevor ihm der Frost die Lunge zerstoß, daß er starb. Boller Freude und mit Sorgfalt überprüfte Carvel die zahlreicheren Felle. Sie waren an jeder Handelsniederlassung ihre taubsten Dollars wert, und er sah nicht ein, warum sie nicht ihm gehören sollten. Innerhalb einer Woche hatte er das verzeichnete Jagdgebiet mit seinen Wegen ausfindig gemacht. So jante er auf eigene Rechnung.

Das war etwa dreihundertzwanzig Kilometer nordwestlich vom Gred Loon und bald beobachtete Carvel, daß Billo in dem Augenblick, wenn der seltsame Ruf an sein Ohr schlug, nicht unmittelbar nach Süden, sondern nach Südosten hinunterginge. Allmählich stieg die Sonne mit jedem neuen Tag höher am Horizont empor. Es wurde immer wärmer. Der Schnee wurde unter den Füßen immer weicher, die Luft stierte und schwang — der Frühling nahte.

Mit dem Frühling befühlte Billo die alte Sehnsucht wieder. Die einsamen Gräber hinter dem Gred Loon, die niedergetragene Blodhütte, das verlassene Feld jenseits des tiefen Teiches und Keesee, alles, alles tief und lockte mächtig. Wieder glaubte er die sarte, süße Stimme der „Wesde“ zu hören, die Berührung ihrer Hand zu spüren und mit ihr in den dunklen Schatten des Waldes zu spielen. Carvel sah immer neben Billo und beobachtete ihn scharf, wenn er träumte. Er versuchte zu erraten, was Billo sah und hörte.

Im April brachte Carvel seine Felle nach Lac la Biche, das noch weiter nördlich lag. Billo begleitete ihn bis zur Hälfte des Wegs und brach dann — eines Abends bei Sonnenuntergang — nach Hause auf. Nach einer Woche kehrte Carvel zurück und fand Billo wieder. Er freute sich so sehr darüber, daß er den Kopf des Hundes zwischen die Hände nahm und an sich drückte. Bis Mai blieben sie noch in der Hölle wohnen. Die Knollen sproßten und der Geruch der wachsenden Pflanzen flog vom Boden auf. Um diese Zeit fand Carvel die ersten der frühen Blumen.

In dieser Nacht noch brach er auf.  
„Es ist Zeit, daß wir weitergehen“, gab er Billo zu verstehen.

## Ein neuer Riesensaurier

Unsere gesamten Kenntnisse von der Tier- und Pflanzenwelt vergangener Erdperioden beruhen auf den wenigen durch einen glücklichen Zufall erhaltenen Überresten, die wir als Versteinerungen, als Einschlüsse in Bernstein (dem erstarrten Harz urweltlicher Nadelbäume) usw. finden. Umso mehr ist es zu bewundern, daß es der Paläontologie, der Wissenschaft von den Lebewesen der Vorzeit, in hohem Maße gelungen ist, den Problemen der Entstehung und Entwicklung der Pflanzen und Tiere nahe zu kommen. Die Entwicklungsgeschichte der Pflanzen und Tiere, und entsprechend die Pflanzen, untereinander blühenverwandte sind, daß sich also eine einheitliche oder doch wenigstens geordnete Entwicklungsgeschichte aller lebenden Organismen von den niedrigsten einzelligen Meeresorganismen bis zu den höchsten Wirbeltieren aufstellen läßt. Allerdings ist es heute fraglich, ob wirklich nur eine einheitliche Reihe existiert, oder ob nicht mehrere von einander unabhängige Entwicklungslinien nebeneinander verlaufen.

Wie dem auch sei, nur eine Bereicherung unserer Kenntnisse durch paläontologische — d. h. vorweltliche — Funde kann uns über die Probleme unserer Entwicklungslinie Aufschluß geben. So ist es für die Forschung außerordentlich wertvoll, daß endlich ein völlig erhaltenes Skelett des Riesensauriers *Leptopterygius* — eines vorweltlichen Kriechtiers — in den Schieferbrüchen von Solshaden in Württemberg gefunden worden ist. Dieses Exemplar hat eine Länge von 8 Metern, seine Vorderextremitäten haben eine Länge von 1 Meter, die Hinterextremitäten eine solche von 7 Metern. (Bis jetzt hatte man nur zwei Skelette von 5 und 7 Metern Länge gefunden, die beide schlecht erhalten waren). Die großen Vorder- und Hinterextremitäten dem Tiere, das ein äußerst gefährliches Raubtier des Meeres war, wie die Fänge zur Genüge beweisen, als Steuer- und Balancierungsapparate, während der große Schwanz in der Art eines Propellers in den Dienst der Bewegung gestellt wurde. Eine Vorstellung von der Schwierigkeit solcher Funde gibt die Tatsache, daß der Kopf dieses Riesensauriers bereits vor 20 Jahren gefunden worden ist; erst jetzt hat man bei dem Abbau der Solshadener Schieferbrüche auch das übrige Skelett zu Tage fördern können.

Ein jäher Trinkspruch. Bei einer Gesellschaft in Halberstadt war neben dem Dichter Gleim auch der Bürgermeister eines Nachbarortes zugegen.  
„Soch liebe Vater Gleim!  
Er ist der Freundschaft Zeim!“  
Gleim war durchaus nicht von dieser billigen Keimerei entsetzt. Er erhob, nachdem er eine ironische Verbeugung gemacht hatte, sein Glas und sprach:  
„Und der Herr Bürgermeister,  
Er ist der Freundschaft Kleister!“

## Spekulation

Von M. Sotkshenko.

Der Sowjetstaat trägt sich mit gewaltigen Problemen. Der Sowjetstaat hält die Öffentlichkeit mit Kollektivwirtschafts- und Zentralisierungsplänen in Atem. In aller Stille aber treibt die Spekulation abenteuerliche Blüten.

In Simferopol wohnt die Zahnärztin D. Sie ist seit einem halben Jahre Witwe. Sie hat den Entschluß gefaßt, eine neue Ehe einzugehen. Das ist im proletarischen Sowjetstaat eine komplizierte Angelegenheit, zumal wenn man zur Intelligenz gehört und es auf einen Ehepartner von entsprechender Bildung abgesehen hat. Die Auswahl betrauflicher Männer ist gering — entweder sind sie bereits verheiratet —, befinden sich gar im Besitze einer dreier Familien, oder sie sind erwerbslos, was sie natürlich wenig begehrenswert erscheinen läßt.

Trotzdem nahm unsere Witwe zu Anfang die Sache recht leicht. Es erwies sich jedoch schwieriger als sie gedacht hatte, und sie fand sich bald entmutigt. Ein Jahr verfloß sie ihren Kummer in sich. Eines Tages aber offenbarte sie ihm der Milchfrau. Ihr Mann war an Tuberkulose gestorben, darum pflegte sie sich und trank viel Milch. Nun eröffnete sie mit der Milchfrau ein Gespräch über die Minderwertigkeit der Milch, über die Steigerung der Lebensmittelpreise. Sie ließ von ungefähr einfließen, daß Ehemänner überhaupt nicht zu haben wußte. Die Milchfrau mußte aufpassen, daß es an letzteren durchaus mannte.

Die Zahnärztin betonte, daß sie ein gutes Einkommen besäße, eine schöne Wohnung und Einrichtung und vor allem Geld. Und doch wolle sie für durchaus nicht gelingen, zu einem neuen Ehemann zu kommen. Es bliebe wohl nichts übrig als zu einer Heiratsschlichtung in der Zeitung seine Zustimmungen zu geben. Die Milchfrau fand, das sei nicht gerade der passendste Weg. Aber es sei klar, daß etwas unternommen werden müsse.

Schließlich wolle ich auch bereit, Geld daran zu wenden und die Vermittlung zu honorieren“, jagt die Zahnärztin.

„Wieviel wollen Sie dranjagen?“  
„Das hängt davon ab, wie der Bräutigam ausfällt. Wenn er aus der Intelligenz stammt, will ich gern drei Tischermonen bezahlen, ohne mit der Wimper zu zucken.“  
„Drei Tischermonen sind recht wenig. Wenn Sie fünf Tischermonen ansetzen, will ich es auf mich nehmen. Ich habe etwas Passendes in Aussicht.“  
„Ist es nicht am Ende ein Arbeiter?“  
„Ich bewahre! Was hat ein Arbeiter? Er ist äußerst intelligent — ist Monteur.“

„Nun gut, so vermittele die Bekanntheit. Hier hast Du drei Tischermonen Anzahlung.“  
In heller Aufregung kam die Milchfrau zu Hause an. Für Tischermonen! Das war das Nachdenkliche wert. Was es auch kostete — sie mußte der Zahnärztin das Geld entlocken.

„Mittelschicht“, sagte sie zu ihrem Mann, „es bietet sich eine unerwartete Gelegenheit, nämlich 50 Rubel zu verdienen“. Und mit aller Ausführlichkeit erzählte sie die Geschichte aus. Wenn er bereit sei sich vorsetzen zu lassen, so würde sie, die Frau, dafür 50 Rubel einnehmen. Natürlich könne er sich ohne Gefahr mit ihr auf dem Heiratsamt registrieren lassen. Deutsutage sei das ein Leichtes. Und ebenio leicht sei es, sich am nächsten Tage wieder scheiden zu lassen. Der Mann der Milchfrau ist ein hübscher Turndiener mit bloßem Schürzenbärden um den Mund.

„Ausgeschlossen“, findet er. Fünzig Rubel zu verdienen — das lasse ich mir nicht zweimal sagen. Ein anderer muß einen ganzen Monat dafür arbeiten. Das Registrieren ist nicht der Rede wert. In knapp zwei Tagen ist die Bekanntheit vermittelt. Ohne weiteres handigt die hocherfreute Zahnärztin der tüchtigen Vermittlerin die fünf Tischermonen aus.

Der Mann der Milchfrau läßt sich schleunigst mit der Zahnärztin beim Standesbeamten registrieren, zieht zu ihr in die Wohnung und bleibt fürs erste da.

Aus 5 Tagen werden 10.  
Da meidet sich die Milchfrau: „Was ist los? Wo bleibst Du?“  
„Ich habe es mir überlegt: ich habe keine Lust zurückzukehren. Ich bleibe bei meiner Zahnärztin. Ich finde ihre Gesellschaft weit interessanter als die Deine.“

Diese offenherzige Erklärung brachte ihm zwar eine Maulschelle ein. Aber an seiner Meinung veränderte sich nichts. Er blieb bei der Zahnärztin.

Die Zahnärztin erzählt, was geschehen war, sie wollte sich auslöschen vor Lachen.

Wiederholt machte die Milchfrau den Versuch, ihren Ehemann zurückzuerwerben, machte wütende Szenen. Der Erfolg war — man kündigte ihr die Milchabnahme, damit sie keinen Vorwand hatte, ferner ins Haus zu kommen.

So hatte die verwesene Spekulation der geldgierigen Frau sich bitter gerechelt. Um fünf Tischermonen hatte sie für immer ihren hübschen und intelligenten Ehemann verloren.

(Aus dem Russischen übertragen von Saischa Kofenthal.)

„Ich habe übrigens meinen Plan geändert. Wir gehen zurück — und zwar in dieser Richtung.“  
Bei diesen Worten zeigte er nach Süden.

### 30. Kapitel

#### Vorbei mit dem Suchen

Eine seltsame Stimmung umgab Carvel als er sich in südlicher Richtung auf den Weg machte. Er glaubte nicht an Vorzeichen; weder an gute noch an schlechte. Der Aberglaube hatte immer schon einen kleinen Raum in seinem Leben eingenommen, aber er wurde von Neugier und Liebe zum Abenteuer getrieben. Die Jahre seiner einsamen Wanderungen hatten in ihm eine wunderbar klare Seherkraft entwickelt, eine Darstellungskraft der Dinge, die mit anderen Worten als eine ungenügend lebendige Phantasie bezeichnet werden könnte. Er wußte, daß irgendeine unwiderstehliche Macht Billo nach Süden zog, daß es ihn nicht nur einer geraden Linie entziehen, sondern zu einem ganz bestimmten Punkt auf dieser Linie hinunterzog. Das beschäftigte Carvel, immer mehr, nicht aus einem besonderen Grund, sondern er begann nur das Unbekannte zu errönnen, da seine Tage hier wertlos und ohne Aussicht auf eine bestimmte Zukunft vergingen.

Die ersten beiden Tage ließ er Billo den Weg allein verfolgen, wohl fünfzigmal legte er in diesen Tagen den Kurs des Hundes mit dem Kompass fest. Er führte geradewegs nach Südosten. Am dritten Tag schlug Carvel absichtlich westliche Richtung ein. Billo bemerkte das sofort, und Carvel entdeckte an ihm eine plötzliche Veränderung; erst wurde er unruhig, dann folgte er ganz niedergeschlagen Carvel auf den Fersen. Als sich aber Carvel gegen Mittag wieder nach Südosten wandte, beschloß Billo sogleich der alte Eifer wieder und er rannte seinem Herrn voraus.

Carvel folgte Billo nach dieser Beobachtung noch viele Tage.  
„Was ist das für ein Dösel bin, alter Junge“, lachte er sich eines Tages zu verteidigen. „Aber trotz allem, ich habe meinen Schwab — und ich muß noch auf die Eisenbahnlinie stoßen, bevor ich in die Berge gelangen kann. Was ist da für ein Unterchied? Ich bin ein Stück Wild, so lange, bis du mich zu dem Burtschen in Lac Bain führst. — Recht — zum Teufel! Suchst du dein Jagdgebiet, um mit ihm quitt zu werden? Wenn das der Fall wäre —“  
Er blies eine Rauchwolke in die Luft und schaute auf Billo. Und Billo, der seinen Kopf zwischen seine Vorderbeine gekleid hatte, schaute zu Carvel hinauf.

Nicht Tage später bekam Carvel die Antwort auf seine Frage. Billo bog nach Westen aus, um Abstand von Lac Bain zu halten. Um die Mittagsstunde durchquerten sie das Gebiet, in dem McCasgarts Eisen- und Nordabfälle lagen. Billo machte aber nicht einmal halt. Er ging schnurgerade in südlicher Richtung voraus, so schnell, daß ihn Carvel bisweilen aus dem Gesicht verlor. Eine unterbrochene aber unwiderstehliche Erregung erfüllte Billo. Er winkelte, wenn Carvel rasten wollte; immer hatte er die Nase in den Wind gesteckt, wenn er von Süden herkam. Der Frühling, die Blumen, die grüne

ne Erde, die singenden Vögel und die süßen Winde riefen ihm das große Gestrüch zurück, als er noch Keesee gehörte. Jetzt gab es für ihn keinen Winter mehr. Er überdachte das nicht, aber die langen Monate der Kälte und des Hungers waren für ihn vorüber, mit den neuen Wintern, die seine Gedanken bezeugten, waren sie verfliegen. Die Vögel, die Blumen und die blauen Himmel waren wieder gekommen und mit ihnen mußte auch die „Wesde“ zurückgekehrt sein. Auch sie wartete jetzt auf ihn, dort, jenseits des grünen Waldes.

Mehr als bloße Neugier begann sich Carvels auf demütigen. Eine wunderliche Laune wurde zu einem bestimmten und tiefen Gedanken, ohne Kernpunktgründe zu einer Vorahnung, die von dem Welt untrübter Erregung begleitet war. Als sie den alten Wiberfeld erreicht hatten, hatte das Geheimnis des seltsamen Abenteurers schon ganz von ihm Besitz erlangt. Von der Wiberfeldtonie aus führte ihn Billo zu dem Fluß, in dem Meister Pech, der schwarze Bar, geflucht hatte, und von hier ging hinunter zum Gred Loon.

Es war am Nachmittag eines herrlichen Tages. Die Welt war so still, daß das Plätschern des Wassers im Frühling in Tausend Bächen und Flüssen lang und die Wälder mit einer leuchtenden Musik erfüllte. Über den Lichtungen lag eine von dem Duft blauer Blüten getränkte Luft. Auf Büumen und Büschen bauten die Vögel ihr Nest. Nach dem langen Winterschlaf erwachte jetzt die Natur in ihrer ganzen Herrlichkeit wieder. Die Tiere gingen nach Laune, und auch Billo zog es nach seiner Heimat; nicht zu einer Gefährtin leinestgleich, sondern zu Keesee. Er wußte bestimmt, daß sie jetzt da war. Vielleicht stand sie gerade am Rande der Schlucht, wo er sie zuletzt gesehen hatte. Sie werden wieder miteinander spielen, wie sie gestern und vorgestern und viele Tage vorher gespielt hatten, so träumte er und belügte an Carvel hinauf, den er so immer größerer Eile drängte. Endlich kamen sie bei der Lichtung an. Billo blieb wieder unbeweglich wie ein Felsen stehen. Carvel sah die verrosteten Wiederreste der abgebrannten Hütte und die beiden Gräber unter dem hohen Tanne. Allmählich begann er zu verstehen, als er nach dem wartenden und hörenden Hund hinüberginge. Er hörte ein Würgen in seiner Kehle und lagte nach kurzer Pause ganz leise und doch nur mit Mühe:  
„Freund, ich glaube, hier ist deine Heimat.“  
Billo hörte nichts. Mit aufgerichtetem Kopf schnüffelte er in der Luft und schaute nach dem blauen Himmel auf. Was kam da mit dem Duft des Waldes und der grünen Wiese zu dem Hund herüber? Warum stierte er jetzt, während er hier stand? Was lag da in der Luft?  
„So frage sich Carvel und seine forschenden Augen suchten Antwort auf seine Fragen zu bekommen. Er fand sie nicht. Hier haufte der Tod — Tod und Verlassenheit, das war alles. Dann stieß Billo plötzlich einen seltsamen Laut aus, der beinahe klang wie der Schrei eines Menschen, und war dann schnell wie der Wind verschwunden.“

(Fortsetzung folgt.)